Bilder aus der Schweizergeschichte [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Gehörlosen-Zeitung**

Band (Jahr): **38 (1944)**

Heft 21

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-925978

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Geschichte klingt wie ein Märchen. Da ist ein einfacher guter Mann. Über Nacht wird er reich wie ein Märchenprinz. Und da ist eine alte, reiche Frau. Sie ist ihm hold wie eine Fee und überschüttet ihn mit ihren reichen Schätzen. Ist das nicht wunderbar?

Nie ist die Höflichkeit königlicher belohnt worden. Mancher denkt wohl: O wäre ich doch auch ein solcher Glücksvogel! Ich will künftig immer höflich und nett sein. Vielleicht setzt mich dann auch eine alte, reiche Dame zum Erben ein.

Das wäre wohl eine falsche Rechnung. Solche Geschichten wiederholen sich nicht. Und trotzdem kann man sagen: Wer höflich und dienstfertig ist, wird immer belohnt. Man schätzt höfliche, taktvolle, hilfsbereite Leute überall. Man hat Vertrauen zu ihnen und schließt sich ihnen gern an. Ist das nicht auch ein schöner Lohn? Es gibt keine köstlicheren Geschenke als Liebe und Freundschaft guter Mitmenschen.

Bilder aus der Schweizergeschichte

Die Pfahlbauer (II)

In den meisten Museen hat man Modelle von Pfahlbauten aufgestellt. Es sind kleine Nachbildungen der Pfahlbauhütten und der Menschen, die darin wohnten. Jedermann kann dort mit einem Blicke erkennen, wie sich die Pfahlbauer kleideten, was sie arbeiteten und wie sie wohnten.

Da sieht man Männer, die Felle putzen, Beile schleifen, Speerspitzen aus Feuerstein hämmern usw. Ein paar Frauen formen Töpfe aus Lehm. Andere spinnen, und noch andere knüpfen Fischernetze. Am nahen Ufer hacken einige Mädchen mit Hirschhornspitzen die Erde auf. Sie machen ein Flachsfeld zum Ansäen bereit. Einige Knaben hüten Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine. Zottige Hunde halten ihnen die Herden zusammen.

Hart am Ufer bearbeitet ein Mann einen mächtigen Eichenstamm. Er höhlt ihn mit einer Axt aus. Denn er möchte einen neuen Fischerkahn[1] daraus machen. Zwei Knaben helfen ihm dabei. Sie unterhalten in der ausgehauenen Höhlung ein Feuer, das sich in das Holz einfrißt. Aus dem Wald treten vier Jäger mit einem toten Bären. Sie haben ihn in einer Fallgrube gefangen und mit Holzkeulen totgeschlagen.

Schon damals waren also die Arbeiten ähnlich verteilt wie heute. Die Frauen besorgten die Kleider. Sie spannen den Flachs und die Schafwolle. Auf einfachen Webstühlen woben sie Bänder und Tücher. In Robenhausen, im Zürcher Oberland, fand man Stoffresten aus der Pfahlbauzeit von erstaunlicher Feinheit. Einzelne Funde lassen erkennen, daß die Pfahlbauerinnen sogar häkelten und stickten.

[1] Ein solches aus *einem* Stamm geschnittenes Boot heißt Einbaum.

Den Frauen lag wohl auch die Brotbereitung ob. Diese ging so zu: Sie suchten am Bachufer Steine mit tellerartigen Vertiefungen. Zu Hause legten sie Gersten- oder andere Körner in die Vertiefungen hinein und zerrieben sie mit kugeligen Steinen zu grobem Mehl, Handvoll um Handvoll. Das Mehl kneteten sie, mit wenig Wasser vermischt, zu Brotteig. Nachher breiteten sie den Teig auf irdenen Tellern oder ganz flachen Steinen aus. Dann legten sie einen ähnlichen Teller darüber. Durch Erhitzen der Steine erhielten sie ein scheibenförmiges Brot. Es sah ähnlich aus wie die Appenzeller Fladen. Da und dort fand man angebrannte Reste von diesem Pfahlbaubrot.

Die Männer besorgten die schweren Arbeiten. Sie stellten Werkzeuge her und rodeten Wald. Zwischenhinein gingen sie auf die Jagd oder fischten im See. Ein besonders schweres Mannswerk war der Bau von Häusern. Die Pfahlbauer besaßen anfänglich nur Steinwerkzeuge. Und bis sie ein Pfahlbaudörflein erbaut hatten, vergingen wohl Jahre.

Zuerst fällten sie Hunderte von schlanken, geraden Stämmen. Dann ging's ans Zersägen und Zuspitzen. Und endlich trugen sie die Stämme zum Ufer hinunter. Die Pfähle in den Boden einzurammen, war ebenfalls mühsam und langwierig. Heutzutage geht das mit Rammböcken leichter und schneller.

Über die Pfähle legten sie kreuz und quer runde oder gespaltene Stangen. Von Nägeln wußten sie noch nichts. Sie mußten die Stämme mit Bastseilen oder zähen biegsamen Stauden zusammenbinden. In den Alpen findet man heute noch da und dort Hecken, wo die Stangen ähnlich miteinander verbunden sind. Die Fugen im Boden strich man mit Lehm aus. Und erst auf dieser festen Unterlage konnten die Häuser gebaut werden.

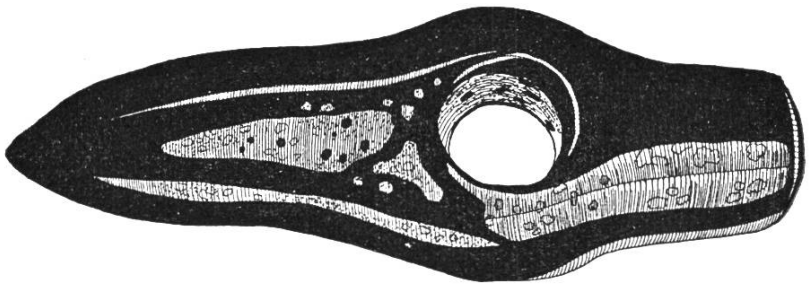
Die Wohnhütten der Pfahlbauer waren einfach und klein. Die Wände waren aus Ruten geflochten, ähnlich wie unsere Zainen und Futterkörbe. Mit Moos und Lehm wurden sie gegen Luftzug abgedichtet. Die Dächer waren mit Schilf, Stroh oder Rinde gedeckt. Das Hütteninnere war unterteilt. In einem Raum lag die Herdstelle. Der Kamin fehlte. Der Rauch qualmte durch die Türöffnung und durch Dachritzen ins Freie. Im andern Raum lagen die Schlafstellen. Moos, Laub, Stroh und Binsen dienten als Lager und Tierfelle als Decken.

Mit besonderem Geschick pflegten die Pfahlbauer das schöne Handwerk der Töpferei. Sie stellten Kochgeschirr, Krüge, Backteller und hohe, bauchige Gefäße zur Aufbewahrung von Vorräten her. Dieses irdene Geschirr zeigt sehr mannigfaltige Formen. Manche Stücke sind hübsch verziert.

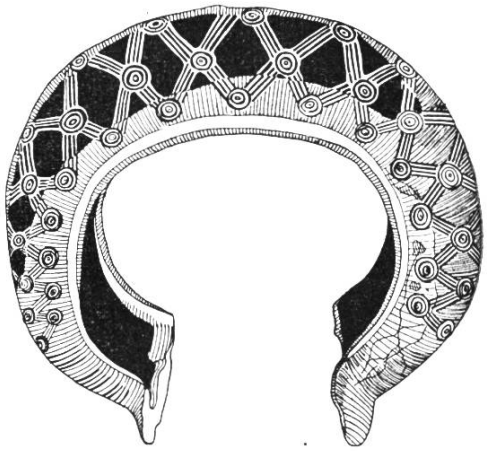
Die Pfahlbauer entwickelten bei ihren Arbeiten erstaunlich viel Kunstfertigkeit. Im Landesmuseum in Zürich liegen z. B. glatt geschliffene Steinäxte von vollendet schönen Formen. Prächtige Schmucknadeln,

Fibeln[1], bestickte Gewebe, Ohren- und Fingerringe, Gürtelhaken, Spangen, Gehänge und anderer Schmuck sind weitere Zeugen ihrer großen Geschicklichkeit.

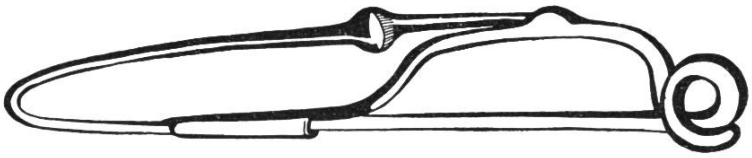
Schon in jenen uralten Zeiten gab es auch Kaufleute. Es waren Händler, die den Warenaustausch besorgten. Ein wichtiger Handelsweg führte vom



Arbeitshammer aus Stein, gefunden in der Limmat (Schweiz. Landesmuseum)



Armring aus dem Pfahlbau von Auvernier



Keltische Fibel aus Andelfingen (Schweiz. Landesmuseum)

Schwarzen Meer an der Donau hinauf bis zum Bodensee. Ein anderer zog sich vom Mittelmeer her im Rhonetal zum Genfersee, dann dem Jura entlang und am Rhein hinunter bis nach Schweden. In Graubünden wurden auch bereits einige Alpenpässe benützt.

[1] Fibel = Sicherheitsnadel, Spange, Schnalle, Klammer zum Zusammenfassen der Kleider.

Die Händler brachten neuartige Geräte und Schmucksachen. Auch Nachrichten aus fernen Ländern. Die Ankunft eines fremden Händlers war sicher jedesmal ein großes Ereignis und gab viel zu fragen und zu erzählen.

Die Pfahlbauer entbehrten manches, was wir schätzen. Man denke an das elektrische Licht, die Wasserleitungen im Haus, die wärmespendenden Öfen, die Nähmaschinen, die Gasherde, die Zeitungen, die Eisenbahnen usw. Doch war ihr Leben nicht viel anders als das unsrige. Auch bei ihnen wechselten Lust und Schmerz. Die Bande der Liebe knüpften sich wie bei uns. Da wiegte die Mutter ihr Kind auf dem Arm. Da bemühte sich der Vater um die Beschaffung der täglichen Nahrung für die Familie. Sicher fehlte es auch nicht an geselligen Anlässen. Abends saß man zusammen und plauderte. Oft mögen die jungen Leute mit den Einbäumen ins Nachbardorf gefahren sein. Dort fanden sie sich mit Altersgenossen zu Spiel und Tanz zusammen. Alles wie heute noch.

Etwa 2000 Jahre lang wohnten unsere Vorfahren in Pfahlbauten. Während dieser Zeit machten sie ungeheure Fortschritte. Sie lernten bessere Waffen und Geräte herstellen. Die fremden Händler brachten Metalle ins Land. Sie lehrten die Pfahlbauer aus einem Gemisch von Kupfer und Zinn Bronze herstellen. Und daraus Waffen, Werkzeuge und allerlei Schmuck schmieden. Später trat das Eisen an die Stelle der Bronze.

Mit den metallenen Werkzeugen meisterten die Pfahlbauer nach und nach die Natur. Sie stiegen von der Stufe der Jäger zur Stufe der Ackerbauern und Viehzüchter empor. Sie gingen zwar immer noch auf die Jagd. Aber sie waren nicht mehr bloß auf die Jagdbeute und Wildfrüchte angewiesen. Nun mahlten sie Korn und buken Brot. Ihre Haustiere spendeten ihnen Milch. Und bald verstanden sie daraus Butter und Käse herzustellen. Sie lernten auch Töpfe brennen und Vorräte für den Winter sammeln. Und neben Tierfellen trugen sie nun gewobene Stoffkleider. Ihre Nahrung war mannigfaltiger und ihr Leben reicher geworden.

Im Verlaufe der Jahrhunderte hatten sie an den nahen Ufern große Waldflächen gerodet. Ihre Äcker und Herden wuchsen. Der Feldbau und die Viehzucht wurden wichtiger als die Jagd. Die Arbeit vollzog sich immer mehr auf den gerodeten Ufern.

Etwa 800 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung verschwanden die Pfahlbauten nach und nach. Die eine und andere brannte ab. Andere mußten verlassen werden, weil der Seespiegel stieg. Doch waren die Menschen nun gut ausgerüstet. Und sie durften es wagen, ihre Wohnstätten auf dem offenen Land zu bauen.

Die Bilder sind dem Buche von *Ernst Uehli* «Vorzeit der Schweiz» entnommen. Die Bildstöcke sind uns gütigst vom Verlag M. S. Metz in Zürich überlassen worden.